

Deutsche Orient-Bücherei
Herausgeber: Ernst Jäckh

19.

Hilde Nordtmann
Als
ich die Türken
pflegte



Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar

Deutsche Orient-Bücherei

Herausgeber: Professor Dr. Ernst Jäckh

Einzelhefte guter Sachleute zur Vermittlung der Kenntnis des Orients und seiner Bedeutung für Deutschland

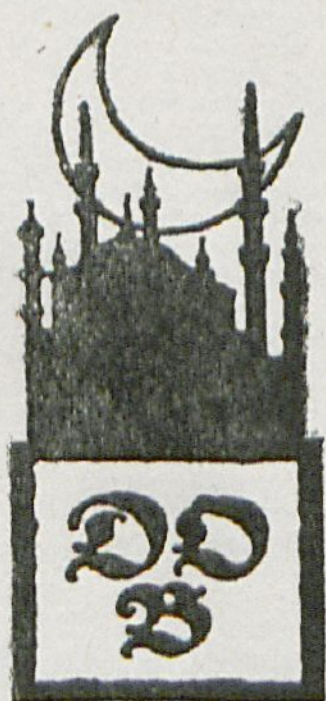
Bisher sind erschienen:

- Band 1: Die Welt des Islam im Lichte des Koran und der Hadith von General Mahmud Mukhtar Pascha, ehemal. Kaiserlich Türkischer Botschafter in Berlin. M. 1.50.
- Band 2: Türkismus und Panitürkismus von Tekin Alp in Konstantinopel. M. 1.50.
- Band 3: Vom asiatischen Reich der Türkei von Geheimrat Dr. Sachau, Rektor des Orientalischen Seminars in Berlin. M. -.75.
- Band 4: Die Weltstellung Konstantinopels in ihrer historischen Entwicklung von Prof. Dr. Jastrow in Berlin. M. -.75.
- Band 5: Pera und Stambul von Dr. M. Kaufmann in Konstantinopel. M. 1.50.
- Band 6: Das Neue Turan. Ein türkisches Frauenschicksal von Halide Edib Hanum in Konstantinopel. M. 1.50.
- Band 7: Die preussisch-türkische Bündnispolitik Friedrich des Großen von E. A. Bratter in Berlin. Mit 5 Vollbildern und einer farbigen Karte. M. 1.50.
- Band 8: Die Toleranz des Islam von Prof. Giese in Berlin. M. -.75.
- Band 9: Die jüdischen Kolonien in Palästina von Dr. Alfons Paquet in Frankfurt a. M. M. -.75.
- Band 10: Wie Ägypten englisch wurde von Geh. Regierungsrat Prof. B. Moris in Berlin. M. 1.-.
- Band 11: Der Islam und die abendländische Kultur von Prof. Dr. Hell in Erlangen. M. -.75.
- Band 12: Das Türkische Reich. Eine geographische Übersicht von Prof. Alfred Philippson, Bonn. M. 1.50.
- Band 13: Der Kampf um die Dardanellen von E. R. Prigge, Major und Adjutant des Marschall Eiman von Sanders. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Ernst Jäckh. Reich illustriert, broschiert M. 2.-, gebunden M. 3.-.
- Band 14: Persien und die Persische Frage von Prof. Dr. Th. Jaeger in Hamburg. Mit einer neuen Karte von Persien. M. 2.-.
- Band 15: Der Kaukasus im Weltkrieg von Kaukasielli. M. -.75.
- Band 16: Die Orientpolitik Napoleons I. von Prof. G. Kolloff in Gießen. M. 1.60.
- Band 17: Die Entwicklung der Bagdadbahnpolitik von Dr. rer. pol. E. A. Schäfer in Berlin. Mit einer großen Karte des gesamten Bahngebiets. M. 1.50.
- Band 18: Syrien und die Deutsche Arbeit. Syrien in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung und unsere Betätigung daselbst. Von Prof. M. Blankenhorn in Marburg. M. 1.50.
- Band 19: „Als ich die Türken pflegte“. Erinnerungen einer Einundzwanzigjährigen. Von Hilde Mordtmann in Konstantinopel. M. 1.20.
- Band 20: Tagebuch der ägyptischen Expedition des Sultans Selim I. Aus Seriduns Sammlung der Staatschriften. Aus dem Türkischen übersetzt von Halil Edhem. M. 1.20.

Ausführliche Prospekte bitte zu verlangen.

Gustav Kiepenheuer Verlag / Weimar

Deutsche Orientbücherei
Herausgegeben von Ernst Jäckh
XIX. Als ich die Türken pflegte



Alle Rechte vorbehalten.
Copyright by Gustav Kiepenheuer Verlag
Weimar 1916

Als ich die Türken pflegte

Erinnerungen einer Einundzwanzigjährigen

von

Hilde Mordtmann

1 · 9 · 1 · 6

Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar

1916. 212

Herrn Dr. med. Asbeck

in Verehrung zugeeignet

Konstantinopel, im März 1916

Einleitung

Ich übergebe hiermit diese ursprünglich nur für mich selbst geschriebenen Blätter meinen Landsleuten daheim, in der Hoffnung, sie möchten ihnen einige Augenblicke der Zerstreuung und einen kleinen Einblick in das Leben und Treiben eines Kriegslazarettes der Türkei, meiner zweiten Heimat, gewähren; nebenbei in der Absicht, dem deutschen Leser einen Begriff zu geben von der schlichten und kindlichen Seele der Streiter des „Heiligen Krieges“, wie ich sie während meiner Tätigkeit kennen lernen durfte.

Dabei darf ich um gütige Nachsicht bitten für die schriftstellerische Form des Büchleins, die manchem vielleicht recht wenig kunstvoll erscheinen mag: ich habe versucht, meine Eindrücke, ehe sie verblaßten, in ihrer ursprünglichen Farbenfrische zu sammeln und auf einen Faden zu reihen — wie sie mir in den Sinn kamen und wie die Erinnerung sie kristallisiert hat. So ist aus lauter einzelnen Bernsteinkugeln der Erinnerung ein „tesbi“ (Krosenfranz) entstanden, dessen Kugeln durch meine Finger rinnen — Kugeln, von denen jede einzelne ihren eigenen Klang und ihre eigene Farbe hat.

Konstantinopel, März 1916.

Hilde Mordtmann

Als der Sturmwind des Krieges im vergangenen Frühjahr auch hier übers Land fegte, da hat die Zeit mit ihrem Grauen und ihrer Begeisterung, ihrem Idealismus und ihrer bitteren Wirklichkeit auch uns hier unten, in der Türkei, mit fortgerissen. Bis dahin hatten wir nur müßig die Hände in den Schoß legen können, aus der Ferne abwarten und zusehen, wie alle anderen drüben in der Heimat ihre Pflicht taten und Opfer über Opfer brachten. Nun hatten wir plötzlich alle Hände voll zu tun.

Auch an mich war die Mahnung herangetreten; nicht von außen, aber dafür von innen heraus um so deutlicher und stärker. Also streifte ich das Gewand der Pflegerin über, knöpfte das weiße Tuch über die Haare und war damit eine Nummer geworden wie tausend andere, die das gleiche getan. Mutigen Schrittes und zaghaften Herzens zog ich eines Morgens in das Lazarett ein und ließ hinter mir eine Welt voll Sonnenschein und Frühlings- ahnen, dazu tausend kleine Mädchenfreuden, die draußen auf mich lauerten und mich zurückzuziehen drohten. Ich ahnte nicht, daß ich dort eine neue Welt finden würde: auch voll Sonne und Heiter- keit, und reich, überreich, an Arbeit und Erleben!

Hinter dem weitgeöffneten Tor gähnten mir endlose Gänge entgegen. Gang an Gang, Saal an Saal, Bett an Bett, Mann an Mann! Ein Labyrinth schien es mir, dunkel, grau, verworren, und unübersehbar die Zahl der Menschen, die da lagen. Ich wurde, vorläufig als „Hilfe“, einem Saal zugeteilt und fand dort eine „Schwester“ vor, die bereits eifrig pflegte. Was das aber ist, und wie man das betreibt, erschien mir zunächst noch rätselhaft.

Ich sah mir zuerst einmal die Leute an, die ich nun „pflegen“ sollte. Ruhig, mehr oder weniger teilnahmslos, lagen sie unter ihren Decken — es war nicht viel von ihnen zu sehen. Nur fünfzig Paar Augen fühlte ich aus allen Ecken des langen Saales auf mich gerichtet, und ein furchtbares, ungekanntes Gefühl der Schüchternheit überkam mich. Mit der Zeit verschwand dieses Gefühl mehr und mehr — je mehr ich mich mit meiner neuen Tätigkeit und meinen Verwundeten befreundete. Bald lernte ich einsehen, daß auf die Frage: „Was tut man nun eigentlich beim Pflegen?“ so viele tausend Antworten durcheinander schwirrten, daß man alle Mühe hatte, seine Zeit und seinen Kopf nicht zu verlieren.

Wir waren da nicht in ein fertig gebautes Nest gekommen. Es mußte alles von Grund auf neu eingerichtet, organisiert und geordnet werden; denn unser Tätigkeitsfeld war die „Harbije“, die bisherige Militärschule, die nun mehr schnell als gründlich in ein Hilfslazarett verwandelt worden war. So kam es, daß jeder Gegenstand, den wir für unseren Saal als unumgängliche Notwendigkeit empfanden, zuerst unerreichbar war, und erst später nach langem Bitten, Drohen und endlichem selbst Suchen und

Holen zur Stelle kam. Allmählich aber wurde es! Wir bekamen einen bestimmten Arzt und Assistenten zugeteilt, außerdem einen Sanitätsgehilfen und mehrere Diener. „Onbäschî“ und „Haddemê“ hießen diese, die unserer Autorität unterstanden. Wir bekamen schließlich eine kleine Saalapotheke, einen Schrank, Tische, Stühle, Bänke, Teller, Töpfe und Löffel — und kamen uns schon überreich vor!

Bald begann unser Schaffen die Neugierde und das Interesse unserer Soldaten wachzurufen. Das erstemal waren sie aus ihrer Letargie erwacht, als ich beim Verbinden selber hilfsbedürftig wurde: mein Patient und ich waren bei einer langedauernden Manipulation ohnmächtig zur Erde gesunken! Da wurden plötzlich alle anderen lebendig, da löste sich der Stumpfsinn; oder war es nur Schüchternheit gewesen, die wie ein dichter Schleier vor ihren Seelen lag und einmal gehoben den gutmütig zufriedenen Charakter in seiner ganzen Kindlichkeit zeigte? Gerade diese Kindlichkeit der Seele ist es, die mich im Laufe der späteren Monate so oft gefesselt hat. Meine Beobachtungen haben mir zu vielen heiteren und reizenden Entdeckungen verholfen an diesen primitiven Menschen, die aus einer ganz anderen, viel ursprünglicheren und naiveren Welt zu sein scheinen als wie Okzidentalern. Die Teilnahme der Leute war rührend; als ich wieder zu Bewußtsein kam, standen sie alle um mich herum und wollten helfen. Mein Patient, der sich rasch erholt hatte, grinste mich aus seinem buschigen Bart heraus an, brachte mir einen Napf mit Wasser und bot mir eine selbstgedrehte Zigarette an.

Trotz meines Unfalles erschien ich am nächsten Tage wieder, zum großen Erstaunen meiner Heldenschar! Ein brausendes „Hôsch-Geldîn“ (Willkommen) tönte mir beim Eintreten entgegen; bis dahin war mein Erscheinen meist ziemlich unbeachtet geblieben. Meine Schwäche und mein Mut hatten den ganzen Saal erobert.

Freilich unser Schaffen und unsere Sorgfalt erfreuten sich trotz alledem noch keines rechten Vertrauens. Um so zu arbeiten, muß man sehr viel Geld bekommen, dachten sie sich. Einer rief mich an sein Lager: „Matmasel, sag mal, wieviel ‚Alilî‘ (Gehalt) bekommst du eigentlich?“ war seine Frage. Meine heftigen Beteuerungen des Gegenteils waren erfolglos. Als ich ihm endlich vorstellte, daß die Deutschen und Türken jetzt Brüder seien, und daß man sich helfen müßte, sah er mich ernsthaft an, faßte meinen Arm und sagte leise und tröstend: „Gräm dich nicht, einen ‚Bakschisch‘ bekommst du sicher noch einmal!“ Und ich tröstete mich, obwohl ich an den Bakschisch nicht glaubte!

Jeden Morgen brachte ich eine Zeitung mit. Ich hatte drei helle Köpfe unter meiner Schar, die lesen konnten. Das waren Respektspersonen, mit denen es keiner verdarb. Sie waren es, die die Zeitung vorlasen und die geheimnisvollen Schriftzeichen entzifferten, welche dem Einzelnen Kunde aus der fernen Heimat brachten; und sie waren es schließlich auch, die für den ganzen Saal Briefe schreiben mußten. Ich kann wohl sagen, ich habe ganze Ballen Schreibpapier in die Harbije getragen. Ich entdeckte jedoch bald, daß meine Gelehrten mit ihrer Kunst ein lebhaftes Gewerbe trieben. Sie waren die Glücklichen, denen das

Rauchbare niemals ausging und die sich öfter als alle übrigen Orangen schälten. Das kam daher, daß jeder vorgelesene Brief zwei, jeder geschriebene vier bis fünf Zigaretten kostete.

Am Anfang, als Interesse und Mitleid noch sehr rege waren, die Geldbörsen wohl auch noch nicht allzu angestrengt, hatten wir häufig hohen Besuch, der nie mit leeren Händen kam. Der Gedanke an Zigaretten, Apfelsinen, Zitronen und Taschentücher war mit dem Worte Besuch verbunden. Dies rief darum stets eine behagliche Stimmung hervor, und die Ankündigung eines solchen Ereignisses war das wirksamste Mittel, um unter ungeheurer Aufregung erst eine Überschwemmung, dann ein Großreinemachen inszenieren zu können. Eines Tages aber blieb der erwartete Erfolg aus und da waren die Enttäuschung und Entrüstung groß. Wie gewöhnlich bei so feierlichen Gelegenheiten hatten die Leute stundenlang vorher aufrecht, in musterhafter Haltung, in ihren Betten gesessen und alles andere, sogar das Essen, darüber vergessen. Erwartungsvoll schaut alles nach der Tür. Endlich öffnen sich ihre Flügel — atemlose Stille! Der betreffende Pascha, General oder Admiral, tritt mit seinem Gefolge ein, richtet ein paar Worte an die Soldaten und verläßt den Saal; nichts weiter . . . Meine Leute krochen unter ihre Decken zurück und fingen an das Unerhörte zu besprechen. Als Antwort auf meine Frage, wie ihnen der heutige Besuch gefallen habe, bekam ich zu hören: der Pascha sei ja sehr schön, seine Uniform sehr wunderbar, sein Anblick erhebend gewesen, aber das genügte doch nicht! Die früheren Besuche seien doch besser gewesen!

An den kindlichen Gemütern gingen solche Enttäuschungen aber bald vorüber und die Laune litt nicht darunter. Ich muß sagen und sage es mit Freude und Überzeugung, daß die Stimmung und Haltung der Verwundeten vom ersten bis zum letzten Augenblick glänzend gewesen ist. Es ist mir oft märchenhaft vorgekommen, daß wir jungen Mädchen, die den rauhen Kriegern auf der Straße im Bogen aus dem Wege gehen, jetzt die wilde Horde leicht bändigen konnten, Achtung, Verehrung und Autorität erlangt hatten, und wie unter der harten Schale des „Asker“ (Soldaten) ein kindlich unverdorbenes Gemüt zutage kam. In den ersten vier Wochen — lächerlich klingt es fast — glichen meine Pflichten mehr denen einer Kindergärtnerin als einer Pflegerin. Diese heitere, nicht allzu anstrengende Zeit sollte jedoch ein jähes Ende nehmen.

Eines Abends sah ich etwas, das auffällig einer deutschen Marineuniform ähnlich war, durch die Gänge wandeln. Dies versetzte mein Gemüt, bei aller Ruhe, doch in eine gewisse Aufregung. Deutsche Damen, Frauen und Mädchen gab es ja genug in der Harbije; fast jeder Saal erfreute sich einer solchen deutschen Kriegsfreiwilligen. Diesmal aber lag der Fall anders. Die Schritte näherten sich, ein deutscher Stabsarzt erschien in der Tür, stellte sich vor und sagte mit wenigen Worten, er werde jetzt in der Harbije arbeiten. Die ganze Bedeutung dieses Augenblicks ist mir erst später zu Bewußtsein gekommen. Mit ihm begann für die Harbije eine neue Ära. Jetzt wurde nicht nur gearbeitet — man sah auch Resultate. Das rastlose Schaffen, der unbeugsame Wille, die un-

ermüdliche Energie und Geduld und nicht zu mindest die unerschöpfliche Heiterkeit und das große Organisationstalent dieses Mannes waren es, die unsere Harbije zum bestorganisierten Hilfs-lazarett Kospolis machten. Von ihm zu uns herüber wehte jener Geist des freudigen Schaffens, und mit Stolz und Verehrung sehen alle auf zu ihm, die unter ihm gearbeitet haben. Jeder und jede hat etwas von ihm gelernt, Praktisches und Theoretisches. Doch vor allem ist er uns das Beispiel gewesen: in der Kraft durchzuhalten, streng und gerecht zu sein, seine Autorität zu wahren, und bei allem Ärger (sobald er sich in gerechtem Zorne Luft gemacht hatte) unverwüßlich heiter zu sein. Das haben wir von ihm gelernt. Das ganze Personal, vom türkischen Chefarzt bis zum Onbâschî, fürchtete den Zorn dieses Mannes, verehrte seine Gerechtigkeit und sein Können. Sein Name war die Zauberformel, mit der man fast alles erreichen konnte. Fast, sage ich, denn manches hierzulande ist unmöglich. Das Geheimnis ist eben, daß man das Unmögliche nicht fordern darf — es geht auch ohne das.

* * *

Mir persönlich drohte nun ein großer Wechsel. Wie ein plötzliches kurzes Ungewitter brach das Schicksal über mich herein, um mir dann einen blauerer Himmel zu zeigen. Allerdings habe ich das erst viel später gemerkt. Ich wurde plötzlich aus meinem stillen, friedlichen, kleinen Saal herausgerissen und in einen bedeutend größeren versetzt, in dem ich als Alleinherrscherin regieren sollte. Als ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, sah ich mich in

dem neuen Lokal um und entdeckte, daß mir hier ein schlechter Arzt, ein fauler Assistent und eine größere Anzahl unfähiger Diener blühten; ich kam mir wie ein Herkules vor, der einen Augiasstall auszuräumen hat. Die türkische Pflegerin, die bis dahin da gewaltet und geschaltet hatte, wollte um keinen Preis den Saal verlassen, um so mehr, als der Assistent auf ihrer Seite war. Ihre Nachfolgerschaft anzutreten, schien mir keine sehr rosige Zukunft zu bedeuten, und es war nur mein Ehrgeiz, der mich dazu trieb, die neuen Pflichten zu übernehmen und auszuhalten. Die „Hannym“ (Türkin) schien endlich einzusehen, daß es eigentlich doch schlauer ist, zigarettenrauchend zuzusehen, wie andere sich abmühten und für ihre Landsleute arbeiteten; diesen ging es ja auch wirklich besser dabei.

Mein erstes Bemühen war, das Vertrauen meiner „Hadèmês“ zu erlangen. Zuerst schienen es mir sieben wilde, schmutzige Kerle zu sein. Doch aus Erfahrung wußte ich, daß sie sich allmählich zu ganz brauchbaren Dienern entwickeln würden. Mein erster Schritt bestand darin, daß ich das mit vieler Mühe durchgeführte Großreinemachen mit Zigaretten belohnte. Beides nie zuvor dagewesene Ereignisse. Mein nächster Weg war zum „Wäscheleutnant“. Sein Depot lag ganz am anderen Ende des langgestreckten, riesigen Baues, in dem ich mich anfänglich manches Mal verlaufen habe. Auf die lange Wanderung, wußte ich, würde ein harter Kampf folgen; dem sah ich mit stoischer Ruhe entgegen. Als der Leutnant mich erblickte, gefolgt von zwei mit Säcken bewaffneten Hadèmês, lachte er und sagte: „Den einen schick nur gleich zurück; heute kann

ich dir nur drei Hemden geben!" Darauf erfolgte ein heftiger Wortwechsel. Vielmehr war es so: während er, lebhaft gestikulierend, seinem Schicksal zürnte, das ihn zum Wäscheleutnant gemacht hatte, folgte ich einer instinktiven Eingebung und machte mich daran, einen Schrank nach dem anderen zu öffnen. Inzwischen waren noch eine zweite, dritte und vierte weißgekleidete Jungfrau mit demselben Anliegen erschienen: „Frische Wäsche für den ganzen Saal!" Da aber wirklich, trotz allen Suchens, nicht mehr als drei Hemden aufzutreiben waren, überließ ich die Beute einer Freundin; sie raubte noch zwei Betttücher, ich weiß nicht woher, und suchte dann das Weite, während ich fest entschlossen stehen blieb. Dem unglücklichen Leutnant kam ein glänzender Gedanke. „In einer Stunde kommt die neue Wäsche, die der ‚Rote Halbmond‘ schickt, dann sollst du alles haben!" meinte er, worauf ich lächelnd erwiderte: „Effendim, deine Stunden dauern ewig!" und ihm eine Zigarette anbot. Da lächelte er verschmigt; er hatte wohl auch eine Apfelsine in meiner Tasche entdeckt, suchte umständlich einen riesigen Schlüssel heraus und setzte das interessante Gespräch folgendermaßen fort: „Vielleicht ist die Wäsche schon angekommen; sie soll aber vor nächster Woche nicht verteilt werden — na, ich werde mal sehen gehen!" Ich ging mit und richtig — Allah hatte ein Wunder getan! — als wir in das zweite, noch entferntere Depot kamen, wurde eben die Wäsche ausgeladen. Nach erneuten Verhandlungen, wiederholtem Zigarettenanbieten und Hinterlassen meiner Apfelsine wurden mir siebenzig Hemden, Hosen, Anzüge, Mützen und Betttücher gezählt.

Ich zog von dannen, gefolgt von meinen schwer beladenen, stöhnenden Hadèmès.

Die Seligkeit meiner Leute kannte keine Grenzen, als ich oben ankam. Alles stürzte sich in wilder Begeisterung auf die gefüllten Säcke. „Alles in die Betten zurück! Sonst gibt's nichts!“ ließ ich verkünden. Dann fing die Verteilung an. Hatte einer alles, was er brauchte, so kroch er unter seine Decke und verschwand gänzlich darunter. Bald flogen am unteren Ende des Bettes die abgelegten Kleidungsstücke heraus, und nach einer Weile tauchte am oberen Ende der also Verwandelte glückstrahlend auf. Mit welcher affenartiger Geschwindigkeit dieses Manöver in dem beschränkten Raume vor sich gehen konnte, ist mir rätselhaft geblieben. Bei den meisten jedoch stellte sich eine große Schwierigkeit heraus. Die schönen, nagelneuen, mit dem roten Halbmond bestickten Hosen hatten keine „Ziehvorrichtung“! Hierzulande wird nämlich an der Taille der Unterhose ein Band durchgezogen, welches dann zusammengeschürzt wird. Dieses Band fehlte! — Hilfesuchend sehe ich mich um. Überall nur grinsende Gesichter um mich her! — Ein genialer Einfall aber rettete mich auch dieses Mal. In meinem Verbandsschrank befanden sich noch etliche breite Binden. Diese wurden in schmale, bandartige Streifen zerschnitten. Zum Durchfädeln wurde in aller Eile noch ein primitives Instrument hergestellt: ich fand ein kleines Lineal, das wohl die Militärschüler bei ihrem eiligen Rückzuge dagelassen hatten; mit einem Nagel wurde ein Loch hineingebohrt und auf diese Weise eine Art Nadel hergestellt. So diente denn das Lineal in edelster Weise auch vater-

ländischen Zwecken, und unsere Mühe war mit vollem Erfolge gekrönt.

Bald saß alles in blendender Weiße in den Betten. Ich atmete auf. Doch, o weh, diesmal verfrüht: die verteilten Mützen waren ja viel zu groß! Aber schon ertönte am anderen Ende des Saales eine rettende Stimme. Es war einer meiner „Askers“, in Zivil Schneider, der sich anbot, trotz seiner zerrissenen linken Hand, Falten in die Mützen zu nähen. Er besaß sogar Nadel und Faden, und ich überließ ihm das weitere Schicksal dieser wichtigen Bekleidungsstücke. Die Kopfbedeckung ist nämlich wirklich das wichtigste Kleidungsstück des Türken. Ohne eine solche ist er unglücklich, und ich habe es oft erlebt, daß neu eingelieferte Schwerverwundete vor allem daran dachten, in Besitz eines Mützchens zu gelangen, und in Ermangelung eines solchen ein Taschentuch um den Kopf banden. Mein Schneider hat sich später noch sehr nützlich gemacht, indem er alle Wäschereparaturen übernahm und das Knöpfeannähen für den Saal besorgte. Er hat es sich nicht nehmen lassen, mir eines Tages, als ich von meinem Schürzenärmel einen Knopf verloren hatte, diesen durch einen im Schützengraben erbeuteten englischen Militärknopf zu ersetzen. Heute war er zunächst mit seinen siebenzig Mützen beschäftigt, während ich mich an die liebliche Arbeit machte, die getragene Wäsche samt ihren Bewohnern fortbringen zu lassen.

Dabei verwickelte mich mein schlauester und mit einem gewissen Witz begabter Hademê Ibrahim in ein interessantes, zur Arbeit passendes Gespräch: „Welche von den kleinen Tieren sind dir

eigentlich lieber: die Flöhe, die Wanzen oder die „Bitt“ (Läuse)?“ Ohne meine Antwort abzuwarten, entwickelte er nun folgende Theorie: „Der Floh ist klein, aber man hat große Mühe ihn zu fangen, gleich springt er fort; die Wanze ist häßlich, sie geht aber hübsch langsam, ist auf der getragensten Wäsche sichtbar und läßt sich leicht fangen; den „Bitt“ aber sieht man überhaupt nicht, den fühlt man nur.“

Diese zoologischen Aphorismen sind in meinem Gedächtnis haften geblieben; ich will hinzufügen, daß trotz des großen Wäschemangels das Ungeziefer nie allzusehr überhandnahm. Aber dieses in den letzten eineinhalb Jahren so viel besprochene Thema will ich doch lieber vermeiden, da ich auf diesem Gebiete absolut keine literarischen Präensionen habe.

Abends machte für gewöhnlich ein Hauptmann, der sogenannte „Peitschenhauptmann“, die Runde. Er schimpfte viel, schwang mitunter seine Peitsche, „um uns zu helfen bei Disziplin“, wie er uns in gebrochenem Deutsch auseinandersetzte. Er erreichte aber herzlich wenig. Seltener, ein- oder zweimal in der Woche, kam der Chefarzt, der Gefürchtete, Finstere, mit seinem gekniffenen Mund, der das Lächeln nicht kannte, und seinen stechenden Augen, die alles sahen. Sagte er auch nicht viel, und sah er auch nichts, was sein besonderes Mißfallen erregte, so handelte er um so energischer. Die *Madèmês* zitterten vor ihm. Heute schlug ihre Stunde, das ahnten sie. Und richtig: er ging auf sie zu und versetzte jedem zwei schallende Ohrfeigen; dann entfernte er sich. — Die Logik seines pädagogischen Systems habe ich mir nur erklären können

nach dem Prinzip jenes Vaters, der jeden Sonnabend, mit oder ohne Grund, seinen Jungen durchbleute, indem er meinte: „Ob ich's gesehen habe oder nicht, was der Bengel angestellt hat, verdient hat er die Strafe, und das kann ihm nur nützen!“ Mir erteilte der Chefarzt die Vollmacht, von seinem Beispiel so oft Gebrauch zu machen, als mir nötig erschien. Verblüfft sah ich dem Weiterschreitenden nach, der nun den nächsten Saal inspizieren ging.

Unterdessen waren die dampfenden Kessel aus der Küche heraufgeschleppt worden. Es wollte Abend werden, und in der Dunkelheit war der Aufenthalt in den Gängen und Sälen unheimlich. Von Zeit zu Zeit spendete eine offene Gasflamme ihr Licht und zauberte geisterhaft flackernde Schatten an die düsteren Mauern. Schnell hieß es noch das Essen verteilen. Mit einer riesigen Kelle schüttete ich die Suppe in die aufgereihten Töpfe. Dann folgte der „Pillar“, dessen lange schmale Körner verrieten, daß er sicherlich von einem gekaperten Dampfer stammte. Die schwierigste Arbeit aber war die gerechte Verteilung des gesottenen Hammelfleisches; auch diese war schließlich zur allgemeinen Zufriedenheit meiner hungrigen Schar erledigt; ich sah und hörte noch die eifrige Verteilungsarbeit vor sich gehen, bis kein Körnchen Reis mehr auf dem Teller und keine Faser Fleisch mehr an den Knochen war. Dann sammelte ich alle geschriebenen Briefe, schloß meinen Schrank ab und schied mit dem Rufe „Allaha ismarladnyf“ (Gott befohlen). Wie weicher, dann anschwellender voller Orgelklang tönte es aus siebzig Kehlen zurück: „Güle-güle“, welches bedeutet

„lächelnd-lächelnd“ und eine Abkürzung des hübschen Wunsches ist: Gehe lächelnd, und kehre lächelnd wieder! Der Wunsch ist auch meist in Erfüllung gegangen. Es ist wahr: mit freudigem Lächeln denke ich an die Zeit zurück, trotz mancher harten Stunde. Ist doch das Gefühl geblieben, daß ich ein Mal in meinem Leben ein nützliches Wesen war, für andere gelebt und gearbeitet habe, und nicht nur meinen Launen und egoistischen Beschäftigungen und Interessen nachgejagt bin. Freilich: Konflikte und Ärger haben nicht gefehlt. Die aber entstanden meist nur beim Zusammenarbeiten mit den einheimischen Ärzten. Doch: ich will nicht fachsimpeln und auf Dinge eingehen, die zu besprechen mir die wissenschaftliche Kenntnis fehlt. Die Praxis und das wache Auge waren unsere besten Lehrmeister; von denen haben wir manches gelernt.

So entsinne ich mich eines ruhigen, kleinen Mannes, der tagelang flaglos und schicksalsergeben gelitten hatte. Die letzten zwei Tage konnte er sich kaum mehr aufrichten, nur noch mit großer Anstrengung sprechen und etwas trinken. Er richtete sich auf, indem er seine Arme um meinen Hals schlang und ich ihn in die Höhe zog. Bald ging auch das nicht mehr. Ich ahnte das unerbittliche Übel; die Ärzte wollten ihn aber nicht aus dem Saal entfernen. Als ich eines Abends spät ging, fühlte ich durch die Dämmerung noch seine kindlich flehenden Augen auf mir, die bettelten: „bleib“.

— — — Ich habe die Augen nicht wiedergesehen; am anderen Morgen war er weg und, wo sein Bett gestanden, eine Lücke. „Starrkrampf“ meinte der Arzt achselzuckend und fügte hinzu: „Das sind Dinge, die vorkommen!“ Ich aber hatte ihn täglich

verbunden und bemerkte nun an meinem Finger einen kleinen winzigen Riß, der mir sonst von keiner Bedeutung erschienen wäre. In diesem Falle aber, wußte ich, bildete dieser kleine Riß eine große Infektionsgefahr. Dabei sah ich immer noch die brechenden, flehenden Kinderaugen, und die kaum hörbar gemurmelten Dankesworte kamen mir nicht aus dem Sinn.

Doch die Lebenden verlangten ihr Recht; für sie waren wir ja da. Schon rief vom anderen Ende des Saales eine Stimme nach mir; ich folgte ihr, und bald tauchte der kleine, ruhige Mann und sein Leiden und Sterben unter in dem Stimmen- und Arbeitsgewirr des Alltags. Er ward vergessen wie tausend andere, die treu und stark bis zum Schluß ihr Bestes, ihr armseliges Leben, unbewußt dem großen Gedanken geopfert haben. Nach zwei Tagen aber hielt ein neuer Arzt seinen Einzug in meinem Saal.

Unter meinen Patienten befand sich ein junger blonder Hüne, der eigentlich in den Saal des Augenarztes gehörte, dort aber keinen Platz mehr gefunden hatte. Er trug eine breite Binde über beide Augen und fragte täglich, wann er wohl die Sonne wiedersehen würde. Das eine Auge war herausgenommen worden, das andere sehr geschwächt. Da kam er eines Tages auf mich zu, mit seinem seltsam schwebenden, elastischen Gang, den er trotz seiner Blindheit nicht abgelegt, und brachte mir voll Freude und Zuversicht die Nachricht, daß der „Demir-Doktor“ (der Eiserne, Beiname des Augenarztes) ihm ein ganz neues Auge versprochen habe; das würde er ihm nächste Woche mitbringen. Ich hatte nicht den Mut, ihm die Illusion zu zerstören. Als er nach etlichen Tagen

das künstliche Auge eingesetzt bekam, quollen heiße Tränen unter den schmerzvoll geschlossenen Lidern hervor. — Mit dem neuen Auge konnte er ja nicht sehen! . . . Tagelang war er wie verstört und wies alle Teilnahme zurück. Die Zeit half ihm auch über diese bittere Enttäuschung hinweg, und allmählich kehrte eine ruhige Stimmung in das Dunkel seiner Seele ein; etwas wie ein Lächeln glänzte auf seinem Gesicht, wenn er morgens meine Schritte hörte und erkannte und darauf wartete, daß sich das knarrende Schloß meines Schranke öffnete; in dem Schranke mußte ich nämlich das Auge über Nacht aufbewahren und es ihm morgens einsetzen. Als ich einmal etwas verspätet ankam, lag eine dunkle Wolke der Trauer auf seinen blonden Zügen. „Wartest du schon lange?“ fragte ich. „Nein,“ erwiderte er, „das macht nichts; ich dachte an die Heimat, und was dann? . . . Da habe ich keine Matmasel mehr, die mir mein Auge morgens gibt!“ Ich tröstete ihn. Nach ein paar ersten mißlungenen Versuchen hat er es später gelernt, sich ohne mich zu behelfen.

Während ich noch mit dem armen Kerl beschäftigt war, machten die Hausfrauenpflichten ihre Rechte schon wieder geltend. Mein Onbaschi kam leise an mich heran und flüsterte mir geheimnisvoll zu: „Gestern ist eine ganze Wagenladung Pantoffel angekommen; wollen wir uns nicht auch welche besorgen? Draußen sind schon alle anderen ‚Matmasels‘ dabei, sich die besten Paare auszusuchen!“ Und richtig: als ich mich auf die Suche begab, entdeckte ich am Ende eines Ganges den „Peitschenhauptmann“, der von einer Schar von Damen umringt war, die alle heftig auf ihn

einsprachen. Vor ihm lagen drei mächtige Säcke, denen die vielbegehrten Pantoffel entrollten. Pantoffel waren nämlich kostbare und erstrebenswerte Artikel, denen man meist umsonst nachjagte. Endlich war ich im Besitz von fünfundzwanzig Paaren und zog wieder saalwärts. Unterwegs wurde mir klar, daß mir diese Pantoffel mehr Kummer als Freude einbringen würden. Auf die schwierige Lösung des Rechenexempels, fünfundzwanzig Paar Pantoffel gerecht auf achtzig Paar Füße zu verteilen, würde die Unzufriedenheit der Barfüßigen folgen. Zu meinem Erstaunen löste sich das ganze Problem in ungeheures Gelächter auf. Als wir die Beute musterten, merkten wir, daß die aus irgendeinem Stambuler Geschäft requirierten Pantoffel nicht für überrnormal entwickelte Soldaten, sondern für die kleinen Trippelfüßchen von „Hannys“ bestimmt waren. Die Versuche, die mit farbenfrohen Schleifchen und Quasten geschmückten Pantöffelchen den Bedürfnissen eines „Asker-Fußes“ anzupassen, scheiterten zum größten Teil und erweckten stürmische Heiterkeit. Dies hatte wenigstens das eine erfreuliche Resultat zur Folge, daß die unbeschuh't Gebliebener sich leichter trösteten.

Als die lustige Verteilung beendet war, lag noch ein kleiner reizender Pantoffel einsam vor mir auf dem Boden. Ich hob ihn auf und sah, daß zwei rote Rosen darauf gestickt waren. Da hinkte auf Krücken ein schmales, feingliederiges Kerlchen auf mich zu und bat um den einsamen Hinterbliebenen. „Sieh,“ sprach er, „mein Bein ist auch einsam, da ist dieser Einzelne gerade, was ich brauche!“ Trotz seines winzigen Formats paßte das Rosenpan-

töffelchen wie gemacht zu dem Krüppel mit dem Aschenbrödel-
füßchen.

Achmet war sehr stolz auf seinen kleinen Schuh. Nach einiger
Zeit aber war der berühmte „Gül-babutsch“ (Rosen-Schuh) spur-
los verschwunden. Bei einem Großreinemachen und Tierchensuchen
kroch er plötzlich unter Achmets Matratze hervor. „Warum trägst
du ihn nicht mehr?“ forschte ich, den wiedergefundenen Pantoffel
schwingend. „Alman, Matmasel; er war so schön, und ich gehe
bald in die Heimat, da wollte ich ihn meiner ‚Hanyim‘ mitbrin-
gen.“ Diese Antwort rührte mich; ich ließ ihn gewähren, um so
mehr als es das erstemal war, daß einer so offen von seiner Frau
sprach.

* * *

So kamen und gingen die Wochen; wie im Traum war der
Frühling zum Sommer geworden, heiß und zitternd. Die Wun-
den vieler meiner Helden waren zu Narben geworden. Ich wußte
es, die Stunde würde bald kommen, die sie aus der Ruhe, dem
Frieden und dem süßen Nichtstun des Lazarett's herausreißen
sollte, und wo die Pflicht mit rauher Gebärde sie wieder auf ihren
Platz weisen würde, die Waffe in der Hand. So geschah es, daß
ich eines Morgens fünfundzwanzig Betten in meinem Saal leer
fand. Solche Dinge geschahen meist ganz heimlich beim Morgen-
grauen. Der Ruf war an die Genesenen ergangen: „An die Front
zurück!“ Es wurde mir gesagt, daß sie im äußeren Kasernenhof
versammelt waren. Ich ließ mich von meinem Onbaschi hinfüh-
ren, durch zahllose Gänge und Höfe. Am Ziel angelangt, befand

ich mich in einem Knäuel von hunderten von Soldaten, die zum Teil schon wieder ihre Uniformen an hatten. Wie sollte ich da mein Häuflein zusammenfinden? Ohne ein Lebewohl wollte ich meine Pfleglinge nicht scheiden lassen; außerdem sollte jeder noch ein buntblumiges Taschentuch und ein Päckchen Zigaretten mitbekommen. Der Offizier, der das Uniformieren überwachte und an den ich mich wendete, half mir. Mit lauter Stimme rief er durch den Hof: „Saal 23 antreten!“ Bald waren sie zusammen und umringten mich wie die Kinder. Ich verteilte meine Gaben und nahm Abschied von ihnen. Die Freude, mich noch einmal wiederzusehen, war rührend. Sie legten ihre Stirn auf den Rücken meiner Hand, ein seltenes Zeichen von Verehrung, dankten mir in kindlichen Worten für alles Gute, das ich ihnen getan, und murmelten schöne alte Segenswünsche, die sie noch von ihren Vätern gelernt. Später sah ich sie ausziehen, bei lachender Sonne; dem Sommer, dem Leben, dem Tode entgegen. Alle bis zum letzten Mann kampfesmutig und siegesfroh. Sie brannten ja darauf, den Engländern das Bajonett durch den Leib zu rennen. Das ist dem Türken doch die liebste Kampfesart: Mann gegen Mann, Leib gegen Leib; das ist Leben, Kämpfen, Siegen, Sterben! So hatten die Väter den Kampf geliebt, so hatten die Väter gesiegt; so wollten auch sie kämpfen und siegen. Das liegt ihnen im Blute, da steigert sich der Mut zu rasender Ekstase!

Das Primitive und Einfache liegt ja dem Geiste dieser Leute viel näher, als das Schwierige und Komplizierte. Sie staunen Flieger, Unterseeboote und andere Ungeheuer wie blaue Wunder

an; die blanke Waffe in der Hand ist ihnen doch das Liebste, das Sicherste. „Ran an den Feind“, in offener Schlacht, das ist ihre Sehnsucht, während ihnen der Schützengraben so verhaßt ist, daß sie Bilder von solchen zerreißen und vernichten.

In Ermangelung anderer Mittel bezeugt der „Asker“ seinem Feind die größte Verachtung, indem er Bilder von ihm anspuckt und ihm dann die Augen auskratzt. Das war das Schicksal von vielen Bildern in illustrierten Zeitungen, welche Russen, Engländer und Franzosen darstellten. Illustrierte Zeitungen gehörten überhaupt zu den beliebtesten Wundern europäischer Kultur, denen die Leute zugänglich waren. Sie konnten sich nicht satt sehen daran, und unzählige Male mußten die Bilder erklärt und gezeigt werden. Außer den Kaisern und dem „Padischah“ genossen Hindenburg und Mackensen noch großes Ansehen; ganz besonderes Interesse aber erweckten Abbildungen von Kriegsschiffen, Fliegern und den großen österreichischen Mörsern. Die Frage war dann immer: „Wann kommen die alle hierher?“

Eine ganze Reihe solcher Bilder hatte ich an den langen, fahlen Wänden meines Saales aufgehängt; da die übrigen Damen dem Beispiel folgten, hatte die „Harbije“ eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Bildergalerie bekommen. Dabei entdeckte ich ein künstlerisches Genie unter meinen Leuten. Ein blutjunges Kerlchen war es, der mit dem primitivsten Werkzeug meine ganze Bildergalerie in Schwarz-Weiß abzeichnete und trotz einiger Zeichenfehler in verblüffender Ähnlichkeit einen Bismarck, einen Hindenburg und einen Torpedobootsangriff schuf, die er mir

später vermachte, als er, zum Offizierstellvertreter ernannt, wieder einrückte.

Ich habe auf ähnliche Art unzählige Beweise von Anhänglichkeit erfahren. Ein solches Geschenk abzuschlagen, wäre in den Augen jedes Türken eine große Beleidigung und persönliche Kränkung gewesen. Das hat mich in manche peinliche Lage gebracht.

An der Hand eines braven Anatoliers entdeckte ich einen sehr schön gearbeiteten, entschieden sehr alten Ring. Sein Anblick hätte jeden Sammler in Aufregung versetzt. Der Besitzer des Kunstwerks bemerkte mein Interesse an dem Schmuckstück, obwohl ich vorsichtigerweise nie etwas darüber geäußert hatte. Eine solche Äußerung hieße ein Geschenk herausfordern. Trotz meiner Vorsicht streifte er eines schönen Tags zu meinem Erstaunen den Ring von seiner auffällig schlanken, feingeschnittenen Hand, und mit herrenmäßig großartiger Gebärde bot er ihn mir hin. „Nimm ihn, er gefällt dir,“ waren seine einfachen Worte. Mein einziger Ausweg war, ihm auseinanderzusetzen, daß das Annehmen von Ringen mit meinem fränkischen Aberglauben und meinen okzidentalen Sitten unvereinbar sei. İffet-Oglu-Hassan steckte, ohne ein Wort zu sagen, seinen Ring wieder an, hat sich aber in Zukunft nie wieder eine Zigarette von mir schenken lassen.

Als wir Pflegerinnen nachher beim Frühstück zusammensaßen, erzählte ich die Geschichte von İffet-Oglu-Hassan und dem Ring, die allgemeine Heiterkeit hervorrief. Die pflegenden Damen hatten zwei geräumige Zimmer zur Verfügung gestellt bekommen; eines als Garderobe und Salon, und ein zweites als Esszimmer. In

letzterem harrte unser ein blütenweiß gedeckter Tisch, auf dem wundervolle blühende Fuchsentöpfe standen; von den Fenstern aus konnten wir den Bosphorus, das Marmara-Meer und die Prinzeninseln in märchenhafter Sommerpracht in unerreichbarer Ferne liegen sehen; mancher Sehnsuchtsseufzer ist an jenen Fenstern in die blaue Weite gehaucht worden. Die Stelle der Hausfrau vertrat hier ein eingezogener türkischer „Hodscha“ (Geistlicher), der auf schlurfend weichen Sohlen den Raum durchmaß und uns aus unseren Träumen weckte. „Jemeş geldi!“ (das Essen ist da). Mit ernstesten, großen Augen überwachte er die Schar der Weißgekleideten, legte mit großartiger Gebärde den köstlichen „Pillaw“, das Hammelfleisch und die einheimischen Gemüse vor, und schnitt das knusperige goldbraune Brot.

Nach dem Essen zogen wir in den großen inneren Gartenhof des Gebäudes, dessen Platanen und Kastanienbäume in sattgrünem Sommergewand flickernde Schatten, gleich wundersamen Spitzenmustern, auf den Rasen und die Kieselwege webten. In der Mitte des Gartens befand sich ein kleines Wasserbecken und eine Fontäne, von Weiden eingerahmt. Um diese Zeit zogen die Verwundeten in hellen Scharen in den Garten; es war ein selten malerisches Bild, wie sie in ihren weißen oder bunten Anzügen in ungeordneten Häuflein im Grase lagen und sich von der Sonne rösten ließen. Die meisten schliefen oder schwagten leise; laut oder aufgeregelt entsinne ich mich kaum die Leute je gesehen zu haben. Andere konnten stundenlang ins Wasser schauen und sich still an den roten Fischen freuen, die darin wohnten. Mit Vorliebe pflückten

sie sich eine gelbe oder eine rote Blume, die sie hinters Ohr steckten; wenn es keine Blumen gab, begnügten sie sich mit einem riesigen Kastanienblatt.

Stille . . . Frieden . . . Ruhe . . . ringsumher. Nur das leise leise warme Sommerrausen des Windes, ein träges Schwagen dann und wann, und manchmal das schöne sonore Schnarchen von irgendeinem weltentrückten, glücklichen Schläfer. Für ein paar allzuschnell zerrinnende Minuten hatten wir uns auf unsere von allen respektierte Stammbank niedergelassen. Einige von unseren besonderen Freunden kamen zu uns heran, hockten sich zu unseren Füßen und tauschten Zigaretten mit uns aus. Dann interessierten sie sich für unsere Handarbeiten und konnten sich nicht genug wundern, daß wir keine Ruhe kannten. Wußten wir denn gar nicht, wie süß und köstlich es ist: nichts tun, nichts denken, ewig Zeit haben, müßig sein? — Über diese Eigentümlichkeit und Kastlosigkeit der „Allemans“ schüttelten sie die Köpfe; dann aber erzählten sie von der Heimat, von den Müttern, Schwestern und Töchtern, die sie zurückgelassen, und von den wundersamen blumenreichen Stickereien, welche die daheim spannen und stickten. Ein junger hübscher Bursch zog ein Beutelchen hervor, das kunstvoll mit roten Tulpen bestickt war. Wer aber das rote Tulpenmuster auf das Beutelchen gezaubert, das wollte er nicht sagen. Inzwischen schlug die unerbittliche Uhr zwei. Höchste Zeit zum Aufbruch! Wir stoben auseinander, jede in ihren Saal.

In diesen heißen Julitagen hatten wir alle Hände voll zu tun, und die brütende schwüle Hitze machte uns matt und träge. Das

durfte nicht sein. Oben in den Sälen lagen ja die, welche uns am nötigsten brauchten; die nicht herunterkonnten in das lachende Leben, in die Genesungs-spendende Sonne, in die klare Sommerluft. Trotz der Hitze lagen sie fröstelnd unter ihren Decken, mit blutlosen schmalen Lippen und großen matten Augen.

Dort oben lag einer, der wartete auf mich. Röchelnd ging jeder Atemzug durch die Lunge. Eine Kugel hatte sie durchbohrt und trachtete diesem schönen, herrlichen Menschen mit dem fast übermenschlich großen schlanken Körper und dem feinen Antlitz nach dem Leben. Und das Leben leuchtete noch so flackernd unter den langen Wimpern, aus den großen grau-blauen Augen hervor: dies Leben, das nun zu Ende ging; dies Leben, das er nicht lassen wollte. Die Nacht hindurch hatte er geraßt. Mit den letzten versprühenden Kräften war er aufgesprungen und hatte laute, irre Kommandorufe in den Saal gestoßen, als gälte es die Schlacht zu gewinnen. Dann war er zusammengebrochen, und lag nun erschöpft auf seinem Lager; nur die Augen waren wie ein blaues Feuer. Er mußte Furchtbares erlebt haben. Alles frühere und alles spätere Erleben schien ausgelöscht zu sein in ihm; nur das wilde Toben der Schlacht kannte er in seinen Träumen; und bis zu seinem Ende lebte er im Kampfgewühl. Das rasende Fieber hatte seine letzten Kräfte verzehrt; die letzten Stunden lag er ruhig da, leise röchelnd bei jedem Atemzuge. Ich stand bei ihm, und er faßte meine Hand; die seltsam klaren, weit geöffneten, grau-blauen Augen waren in die Ferne gerichtet, ein sieghaftes Lächeln, wie Erlösung, lag um seinen Mund; die Flügel der feingeschnittenen

Nasennase zitterten unmerklich, das Nöcheln wurde matter — leiser — hörte auf — und als ich meine Hand aus der seinen löste, war es die eines Toten . . . Ich schloß die starren, weiten Augen, die nicht mehr von dieser Welt waren, sondern das Paradies erblickten, von dem der Prophet den Streitern des „heiligen Krieges“ sagt, es liege im „Schatten der Schwerter“.

Wenige Tage darauf lag auf seinem Lager ein kleiner, witziger Bursche, der unter anderem sein Nasenspitzen an den Dardanellen gelassen hatte. Sein Vertrauen zu mir war grenzenlos. Ich schenkte ihm später einen kleinen Spiegel, in dem er täglich den Heilungsprozeß seiner Nase verfolgen konnte; er behauptete mit Vorliebe, seine „neue Nase“ verdanke er nur meinen hervorragenden Dokorkünsten. Solche Liebenswürdigkeiten erfüllten mich mit unberechtigtem Stolz, und ich war eifrig bemüht, meinen Ruf nach allen Seiten hin zu wahren.

* *

Ich hatte im Laufe meiner Tätigkeit viel gelernt, wagte mich an die schwierigsten Verbände und hatte riesige Verbesserungen in unseren Sanitätseinrichtungen eingeführt. Jeder Saal wollte ja ein Muster von Sauberkeit und Ordnung sein. In diesem Wettlauf ließ mein Ehrgeiz mich natürlich nicht in Stich. Ich gehörte z. B. auch zu den ersten, die ein Verbandzimmer einrichteten.

Freilich darf man hier nicht mit demselben Maßstabe messen wie bei uns in Deutschland. Was uns schon als sehr vollendet

erschien, wird unseren Schwestern vom „Roten Kreuz“ als sehr mangelhaft vorkommen. Wenn sie jedoch ahnten, welche Mühe und Geduld, welche Zeit und welche Opfer uns das alles kostete, würden sie mit anderen Augen sehen.

Nach fortwährendem Wechsel hatte sich ein Arzt endgültig bei mir niedergelassen. Unter seiner Leitung und besonders mit Hilfe seines Assistenten, der mit demselben Ehrgeiz behaftet war wie ich, haben wir schöne Erfolge erzielt. Unser Ehrgeiz war ein dreifacher. Erstens, unseren Verwundeten die bestmögliche Pflege in jeder Beziehung zuteil werden zu lassen. (Daß das Pflegen am wenigsten aus „Mitleid-haben“ besteht, hatte ich sehr bald gelernt.) Zweitens, unseren Saal mustergültig auszugestalten, mit dem Nebengedanken, den Neid und die Achtung unserer Kollegen in den Konkurrenzsälen zu erregen! Drittens aber legten wir einen großen Wert auf das Urteil unseres allverehrten Chefs, unseres Chirurgen. Sein Lob und sein Tadel waren das Ausschlaggebende: denn war er zufrieden, so hatten wir das Menschenmögliche geleistet.

Unser Verbandzimmer galt als Sehenswürdigkeit. Große hohe Wandschirme, die wir weiß bespannten, bildeten in dem großen Saal einen kleinen heiligen Raum für sich, in dem verbunden wurde. Unser Inventar war darin zweckentsprechend aufgebaut. Ich erhielt einen richtigen Verbandtisch, einen Medikamententisch und gelangte sogar in Besitz eines Petroleumkochers. Nun konnten die Instrumente ausgekocht werden. Dieses Glück aber war vorläufig noch unvollkommen, bis ich unter anderen

milden Gaben auch zwei kostbare Bleche Petroleum geschenkt bekam. Meine Apotheke war ein lustiges Sammelsurium farben- und formenfroher Flaschen und Näpfe, so daß sogar meine Diener plötzlich ein reges Interesse für dieses heitere Konfortium zeigten und auf diese Weise bald die verschiedenen Gifte unterscheiden lernten. Ein großer Schritt vorwärts.

Wie ich vorausgesagt, hatten meine sieben „*Hadèmês*“ sich langsam aber sicher zu ganz brauchbaren Dienern entwickelt. Ich hatte jedem seine besonderen Funktionen zugeteilt und sie mechanisch angelernt. Die zwei Düm্মsten waren nur zum Essen- und Wasserschleppen und zum Saalreinigen da, während die zwei Schlauesten beim Verbinden halfen, das Verbandzimmer in Ordnung hielten und Instrumente putzen mußten. Der Allerschlaueste hatte sogar Fiebermessen gelernt und besorgte unter meiner Leitung die Bäder. Wir haben sehr schöne Heilerfolge durch einfaches Baden der Wunden in warmem Seifenwasser erzielt. Zu diesem Zweck hatte ich mir Fuß- und Handbäder herstellen lassen. Mit dem Sitzbad hatte es aber seine großen Schwierigkeiten.

Unser Lazarett zählte dreitausend Betten, aber nur eine Sitzwanne! Da mußte ich jeden Morgen auf die Jagd nach der Wanne gehen. Hatte man sie endlich irgendwo entdeckt, so war es das Einfachste, man entführte sie stillschweigend. Ein schwieriges Unternehmen, da der kostbare Gegenstand meist ängstlich bewacht wurde und von in die Augen stechendem Umfange war. Schließlich kam ich doch sieghaft damit in meinem Reich an, zur großen Enttäu-

schung von Mustafa, dem das Baden der Inbegriff des Unangenehmen war. Mustafa, das Sorgenkind, sollte nun gebadet werden; Mustafa behauptet, er begeht lieber Selbstmord, anstatt zu baden; Mustafas Gesundheit, Laune und Moral sträuben sich mit aller Macht gegen eine solche Behandlung. Bitten, Drohen, Schelten nützt nicht, und ich stehe ratlos da. Da fährt der Arzt dazwischen; ein Wink von ihm, und „Sadik“, der Hademê, hebt den zappelnden schreienden Mustafa wie ein Wickelkind vom Verbandtisch in die seifenschäumende Flut — ein Seufzer entringt sich meiner Brust.

Mein Arzt hält den Augenblick für geeignet, mir einige kleine Winke praktischen Inhalts zu versetzen. Die Rede ist mit wortreichem Phrasenschwall ausgeschmückt und von genialen Gesten begleitet, wobei — o Entsetzen — das kostbare, den noch kostbareren Alkohol enthaltende Gefäß zu Boden fliegt. Ein unersetzlicher Verlust. Der Assistent lächelt; Schadenfreude glänzt in seinen dunklen Augen, er bückt sich tiefer über seinen Patienten; dabei begegnet ein Sonnenstrahl seinem Kopf mit den tiefschwarzen Haaren und zaubert in seiner Laune seltsame blauschimmernde Tinten auf die dunkle Pracht.

Unterdes hört man Schritte, unverkennbare, in dem Gange. Im nächsten Augenblick steht der gefürchtete Stabsarzt samt Gefolge vor uns. Auf zwei Bänken sind die ihm vorzuführenden Fälle aufgereiht, soweit sie mobil sind. Das war der strenge Augenblick des Morgens, von dem die Laune des ganzen Tages abhängig war. Die Visite war vorüber; nun konnte weitergearbeitet wer-

den. War der letzte Mann verbunden, so kam die Überschwemmung, das Reinemachen und Begräumen.

Mitten in den Wirrwarr hinein kräht eine Stimme in den Saal: „Disch-aghria war-my?“ Wörtlich zu übersetzen mit: „Gibt's Zahnschmerzen?“ Zwei melden sich, doch die andern verlangen stürmisch „hawadis“ (Neuigkeiten) von ihm. Sein kleines Gesicht erhellt sich vor Freude über diese Popularität. In von Begeisterung lodernden Sätzen erzählt er von den letzten Waffentaten der Brüder im Felde, von den deutschen Bundesgenossen zur See oder unter See und in den Lüften. Brausender Beifall ertönt. Daraufhin zieht er zwei Zähne mit kaltem Blut... Er hat als Zahnarzt und Patriot seine Pflicht getan und zieht von seiner und seiner Mission Bedeutung erfüllt in den nächsten Saal. Nachdem die letzten Spuren seiner Tätigkeit weggeräumt worden, herrscht endlich Ruhe im Lokal.

Nun kam die Stunde des Tages, die mir eigentlich die liebste war. Die Stunde Ruhe, in der ich mich ohne weitere Sorgen und Pflichten meinen Soldaten widmen konnte und dabei die amüsantesten Beobachtungen anstellte, andererseits aber auch sehr viel einfache unverdorbene Lebensweisheit aus ihrem Munde schöpfte.

Sie drängten sich schon um mich herum, riefen mich zu sich, und hatten tausend Fragen, Wünsche und Anliegen, die mir vorgetragen werden sollten. In der Mitte meines Saales standen drei lange Tische, deren Marmorplatten, unser besonderer Stolz, vom Hademê „Hussein“ gepuht wurden; ich setzte mich hin, und

bald war ich umringt, besonders von den älteren Insassen des Saales, die den Betrieb schon kannten. Die Neuangekommenen schauten zuerst immer sehr mißtrauisch drein; sie kamen mir am Anfang vor wie wilde, eingefangene Tiere, die allmählich gezähmt, gebändigt und erzogen werden. Bald hatten sie sich eingelebt, legten ihre struppigen Bärte und struppigen Manieren ab und gewannen Zutrauen zu der „aleman matmasel“, die es so gut mit ihnen meinte; dann machten sie den übrigen alles nach. Wie die Kinder kamen sie mit ihren Schätzen an; besonders die in den Augustkämpfen Verwundeten hatten interessante „Kleinbeute“ mitgebracht; unter anderem prachtvolle englische Messer, kleine Spiegel, Tabaksdosen und Stiefel. Ich habe sogar viel englisches Gold und Papiergeld zu Gesicht bekommen.

Einer zeigte mir ein rotledernes Notizbuch mit Plänen und Aufzeichnungen, das wahrscheinlich einem englischen Pionier gehört hatte. Auf dem inneren Deckblatt die Photographie von einem bildhübschen „Girl“. Außerdem habe ich manch rührenden Brief gelesen, die solche „Girls“ ihren australischen oder englischen „Tommies“ und „Johnnies“ geschrieben hatten, und von Liebe, Treue und Wiedersehen erzählten. . . . Das war nun in die Hände unserer braven Anatolier geraten. Mit kindischer Neugierde interessierten sie sich für den Inhalt dieser fränkischen Briefe. Eine peinliche Situation für mich, da ich ganz genau wußte, daß von Frauen und Liebe reden bei den Türken ein großer Verstoß gegen Sitte und guten Ton ist. Erzählte ich, daß diese Briefe von den „Hannys“ der Engländer geschrieben seien, so rief das bei der

Jugend schallendes Gelächter hervor, während die bärtigen Alten ihre Gesichter in strenge Falten legten und stumm zu Boden blickten. Ich habe es oft erlebt, daß wohlmeinende Damen durch derartige Fragen alten, grauen Landstürmern ein mädchenhaftes Rot in die blassen Gesichter jagten.

Ein schlauer kleiner Syrer trug in einem ledernen Beutelchen, um den Oberarm geschnallt, einen goldenen Siegelring. Er hatte ihn, wie er so gern erzählte, einem englischen Hauptmann abgenommen, dem er das Messer in die Brust gestochen. Er selbst war dabei ziemlich übel zugerichtet worden. Dieser Ring übte auf alle, die davon gehört hatten, eine große Anziehungskraft aus. Jeder wollte den Ring sehen. Da beschloß mein kleiner Syrer, den Ring nur gegen entsprechende Belohnung zu zeigen. Als aber das Interesse daran erlahmte und das Geschäft nichts mehr einbrachte, wollte er ihn verkaufen. Darauf stellte ich ihm vor, daß das nicht schön sei, und daß er den Ring als Erinnerung und Talisman aufbewahren sollte. Seine Antwort lautete kurz entschlossen: „von einem englischen Hund brauche er keine Erinnerung, ein Talisman sei er auch nicht, und . . . Tabak sei ihm lieber!“ Dieser logischen Folgerung fand ich nichts entgegenzusetzen. Weit wertvoller erschien ihm dagegen der Besitz einer kleinen Blechdose, deren Aufschrift verriet, daß sie ursprünglich „Pariser Nagelpolierpulver“ enthalten hatte. Nun diente sie höheren Zwecken und beherbergte das köstliche, rauchbare Kraut.

Unter meinen Originalen befand sich auch ein Araber, der „borrosan“ (Hornist) seines Regiments gewesen war. Dem hatte

ein Geschöß das Instrument weggerissen und ihm die Schulter arg zerfekt. Von dem „borru“ (Horn) war ihm nur das Mundstück übriggeblieben; davon hätte er sich aber nie getrennt. Er verbarg das Kleinod vor allen profanen Augen, und ich wundere mich, daß ich es zu Gesicht bekommen und seine Geschichte erfahren habe.

Überhaupt war es ein seltsames Menschenkind, dieser stille, einsame Araber, der tagelang schweigen und stundenlang in der Sonne liegen konnte; wenn er sich alsdann unbeobachtet glaubte, holte er sein Kleinod hervor, putzte es und ließ es in der Sonne blinken; da leuchteten auch plötzlich die Augen in dem braunen scharfgeschnittenen Gesicht, da öffnete sich der Mund zu einem Lächeln und zeigte zwei Reihen blendend weißer Zähne.

Mein Araber hatte außerdem noch eine kleine Freundin; das war „Bambuſ“.ambuſ war ein weißes Käßchen, das sich Heimatrecht in meinem Saal erworben hatte. Der anatolische Soldatenhumor hatte sie ihrer schneeigweißen Farbe und weich-runden Form wegen einem Flöckchen Watte verglichen, und sie darum „bambuſ“, Watte, getauft. Die weißeambuſ und der braune Araber waren unzertrennlich. Wenn die anderen Kameraden mit ihr spielen wollten, konnte er darüber einen Wutanfall bekommen.

So gingen meine Mußestunden dahin; es war ein Plaudern, Zeigen, Hören, Lernen und Lehren. Ich habe den Offenbarungen der naiven Seele gelauscht, den Charakter und die alten, uralten Sitten des Anatoliers beobachtet und in diesem Verkehr auch ihre Sprache gelernt. Dafür lernten sie ihrerseits eifrig Deutsch von mir: Willkommen, Guten Tag, Auf Wiedersehen, und an-

dere nützliche Ausdrücke, die sie bei allen Gelegenheiten anwendeten.

Wunder aber wirkte das kleine Wort: „fix-fix“. Den geschäftigen Geist dieses Wortes hatten sie erfaßt. Sie sagten „Ihr Deutschen macht immer alles fix-fix“ „... Hem fix, hem eji!“ (fix und dabei gut!). Dieses deutsche „Fix-fix“ erregte ihre größte Bewunderung und Achtung.

* *

Ende August bescherte mir der Himmel eine reizende Überraschung. Über Nacht waren fünfhundert Verwundete unangemeldet eingeliefert worden; die wurden nun so gut es ging in die verschiedenen Säle verteilt, und zwar auf geniale Weise, indem man zwei Betten zusammenstellte und daraus ein Lager für drei machte. Ich hatte nun plötzlich in 60 Betten 90 Leute liegen. Schicksalsergeben besah ich mir die Bescherung und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken ob dieses Anblicks heiliger Familiendreieinigkeit. Mein alter Stab war wenig begeistert über diesen Zuwachs; nur meinem oben erwähnten Schneider rannen die Tränen der Freude über den braunen Bart. Jene Nacht hatte ihm seine beiden Brüder, junge frische Burschen, zurückgeschenkt . . . Die zusammen aus dem Frieden des Heimatdorfes ausgezogen, die zusammen gekämpft und sich dann im Grauen des Kampfgewühls verloren, die brachte das Schicksal nun wieder zusammen — im selben Lazarett, im selben Saal, und sogar in einem Bett. Allah hatte aus einem Zufall ein Wunder gemacht.

Zu meinem großen Verdruss wurde mein Assistent in jener arbeitsreichen Zeit krank und legte sich mit hohem Fieber zu Bett. Ich mußte sehen, wie ich allein fertig wurde. Sein Zustand war besorgniserregend. Alle anwesenden Ärzte, selbst die gewiegtesten „Internisten“, schüttelten die Köpfe und wußten nicht, wie sie den Fall erklären sollten. Endlich wurden sie einig und beschlossen, der Krankheit den hochtrabenden Namen „Typhus“ zu geben. Als der Patient dies hörte, sagte er in Fieberwut: „Das ist ja alles Unsinn! Gebt mir eine Flasche Rizinusöl, dann bin ich gleich wieder gesund.“ Die Ärzte taten ihm den Gefallen nicht, versuchten allerlei andere Dinge, während das Fieber hartnäckig auf seiner Höhe von 40° bestand.

Die kleine „Jhsan-Hanyin“ aus dem Nebensaal, die einmal erzählt hatte, sie sei meines Assistenten „Rusine“ und habe deshalb das Recht, sich so oft und eindringlich mit ihm zu unterhalten, pflegte ihren hübschen Vetter nun mit aufopfernder Hingabe. Tag und Nacht wachte sie an seinem Lager und ihre dunklen braunen Samtaugen waren vom vielen Weinen rot. „Er wird sterben, wenn er kein Rizinusöl bekommt!“ sagte sie schluchzend . . . Das kleine zierliche Ding, das mich in meinem Saal durch seine häufigen Besuche zur Unzeit oft geärgert hatte, tat mir jetzt leid, und ich ahnte, daß der Vetter mit den schwarzen, blauschimmernden Haaren ihrem Herzchen sehr nahe stand. Nach einigen Tagen kam Jhsan mit der Freudenbotschaft zu mir: „Ich habe ihm heimlich eine große Flasche Rizinusöl gebracht, und gestern ist das Fieber auf 36° gesunken, und dann . . . dann . . .“ ja dann überflog eine

dunkle Röte das feine Gesichtchen; sie eilte davon und überließ es meiner Phantasie, ihre Äußerung zu vollenden.

Als mein Assistent nach einiger Zeit wieder erschien, noch etwas matt und blaß, lag ein Leuchten auf seinem Gesicht, . . . er war verlobt — Im Lande des Propheten scheint der schalkhafte kleine Gott Amor auch noch seine Rolle zu spielen, wenn auch inkognito, und wählt sich seine eigenen, etwas versteckten Wege, um desto sicherer sein Ziel zu erreichen.

Die ganze „Harbije“ beflüsterte das Ereignis, leise, ganz leise — laut redet man von solchen Dingen nicht! Als der Chef-Arzt die Geschichte erfuhr — wie und von wem, ist rätselhaft — legte sich sein Gesicht in strenge Falten. Jhsan wurde einem anderen weit entfernten Lazarett zugeteilt. Der Gestrenge beschloß weiter, die Assistenten von jetzt ab jeden Monat einen anderen Saal beziehen zu lassen, um weiterem „Unfug“ vorzubeugen. Solch unerhörte Dinge durften in seinem Lazarett nicht vorkommen. Vorsichtshalber wurden seine „speziellen Leute“ beauftragt, alle weiblichen Wesen genau zu beobachten, und jedes verdächtige „Symptom“ sofort bei ihm zu melden. Diese neuen Verfügungen riefen einen Sturm der Entrüstung hervor.

Mitten in den Trubel hinein bekam ich Besuch. Es war mittags, und ich stand, in „Pillar“- und Hammelfleischdampf gehüllt, vor den mächtig rauchenden Kesseln. Da erschien plötzlich in dem Dampf und Rauch vor mir, gleich einem Geist, die schlank-weiße Leutnantsgestalt eines „Marinörs“! „Mussafir“ (Besuch)! Die sämtlichen eben noch so eifrig beschäftigten Kinnbacken blieben

mitten im Betriebe stecken, und neugierige Kinderaugen musterten den Mann in der blütenweißen Uniform, dem hohen Kragen und dem „Eisernen“ auf der Brust.

Mit Hausfrauenstolz und -freude zeigte ich die Sehenswürdigkeiten meines Saales, meines ureigensten Werkes! Dann gingen wir in das Refonvaleszentenheim; das frühere Schulrefektorium, das ein Anbau der Harbije ist, war in ein Genesungsheim verwandelt worden. Herrliche, helle Säle voller Luft und Sonnenschein; große Fenster, die den Bosporus, die Ufer, das Meer und die Berge in unerreichter Farben- und Formenschönheit wie Gemälde unseren Blicken zeigten. Rauchend und schwägend, schauten die Genesenden unersättlich in die Märchenpracht ihres Landes. In seligem „Ref“ und Nichtstun, Schmerz- und sorgenlos, verbringen sie dort ihre Tage und denken noch nicht an den schrillen Ruf, der sie aus dem müßigen köstlichen Traumdasein an die Front, in die Wirklichkeit zurückholen wird! Während andere die lange Reise in die Heimat antreten werden, wo ihnen dann jeder Tag und jede Stunde ins Gesicht schreit, daß sie zu nutzlosen Krüppeln geworden! Hier waren sie losgelöst von allem Elend und allen Sorgen, die draußen auf sie lauerten, konnten selig stunden-, tagelang in die blaue rippelnde Flut blinzeln und die Segler zählen, die gleich schlanken weißen Wasservögeln das leuchtende Blau durchquerten.

Bald hatten mich meine alten, aus meinem Saal entlassenen Pfleglinge erkannt. Des Wiedersehens Freude kannte keine Grenzen! Sie umringten mich, zeigten mich den anderen Kameraden

und erzählten ihnen, wie ich sie gesund gepflegt, obwohl die Anwesenheit meines Begleiters sie einschüchterte und teils Aufsehen und Bewunderung, teils auch Mißtrauen erregte. Im Spiegel ihrer Seele war ein männlicher Besuch bei einem weiblichen Wesen stets etwas Zweifelhaftes. Trotzdem wurde ich hinterher gefragt, wer der Betreffende gewesen sei. Meiner Autorität und meinem Rufe zuliebe griff ich zu dem bequemsten Auswege und erzählte, daß es mein Bruder sei, der zur See gegen den „Moskoff“ (Russen) kämpfe, auf einem großen eisernen Schiff.

Empfingen sie doch auch ihre „Mussafir“, zweimal in der Woche. Verschleierte Frauen in hellen bunten Haufen strömten dann durch das weitgeöffnete Thor. Blinde Greise, geführt von ihren Enkeln, tasteten sich an den Mauern entlang; rüstiger Kameraden Schritt tönte durch die Gänge, und kleine, festlich gepukte Kinder trippelten umher. Alle suchten ihre Lieben, die da lagen. Manchmal hatten die Leute zwei bis drei Tagereisen hinter sich; und glücklich die, welche nicht umsonst kamen. Ich habe es oft erlebt, daß sie nur kamen, um die traurige Botschaft zu hören, die heißt: zu spät; um sich dann stumm und gebrochen zwischen den selig Wiedersichfindenden hinauszuschleichen aus dem Gewühl, in dem sie nichts mehr zu suchen hatten.

Eines Tages wurde plötzlich eine große Inspektion angesagt. Fieberhaft wurde überall geschafft, gereinigt und geordnet in den zwei Tagen Frist, die uns vergönnt waren. Selbstverständliche Dinge wie Seife und frische Wäsche stiegen erheblich im Kurse und waren kostbare Seltenheiten geworden. Unser vielgeplagter

Wäscheleutnant ward so belagert, daß er eine Mittagspause benutzte, um mit seinen letzten spärlichen Vorräten in ein noch entlegeneres „Depot“ zu flüchten. Er wurde aber doch entdeckt.

Der große Tag kam, und mit ihm ungeheure Aufregung. Die neugierig boshafte Sonne schien besonders heiß und blendend durch die großen Fenster herein. Die armen Ärzte und Assistenten litten Qualen in ihren dicken Uniformen; an ihren Hälsen entstanden verräterische himbeerfarbene Streifen in der Gegend, wo der steife rote Samtkragen aufhört. Man dachte mit Behmut an den ruhigen Alltag, der weder Uniformrock und -kragen noch hohe Stiefel kannte, sondern nur die lange Schürze, die alle sommerlichen Toilettenkühnheiten diskret verbarg.

Die Verwundeten hingegen saßen befehlsgemäß seit acht Uhr früh „klar“ zur Inspektion, teils in ihren Betten, teils auf Bänken. Unser Arzt bestand darauf, eines der Opfer auf den Verbandtisch zu legen und den unglücklichen Mustafa in die Badewanne zu setzen. Erst um elf Uhr schlug der feierliche Augenblick für unseren Saal. Mein armer wasserscheuer Mustafa hatte somit drei Stunden als Renommierstück in der Wanne gegessen.

Die Inspektion an sich war von kurzer Dauer, oberflächlich und ohne Interesse; sie hatte nur den bekannten negativen Erfolg: sie war ohne Lob und ohne Tadel an uns vorübergegangen. Bald geriet das denkwürdige Ereignis in wohlverdiente Vergessenheit; andere Dinge nahmen uns in Anspruch . . .

* * *

„Bairam“, das große mohammedanische Fest, stand vor der Tür, und wir wollten unseren Leuten zur Feier des Tages eine kleine Freude machen; jeder von ihnen sollte nach dem Muster der deutschen Liebesgaben sein Päckchen bekommen: Zigaretten und Süßigkeiten in schöne bunte Papiere gewickelt, was denn auch seine Wirkung nicht verfehlte. Süßes, Buntes, Rauchbares: das sind die Inbegriffe des Köstlichen für die kindliche Seele, den unverdorbenen Gaumen und das farbenfreudige Auge des türkischen Soldaten.

Die schönste Überraschung aber waren dreißig verwundete englische Gefangene, die gerade als Bairamsgeschenk eingetroffen waren. Unsere Türken waren ganz wild. Der kleine Saal, in dem man sie untergebracht hatte, war von einer undurchdringlichen Schar von „Askers“ umstellt, die alle die „Yissirs“ (Gefangenen) sehen wollten, so daß das Ganze den Eindruck eines neugiererregernden Menageriekäfigs machte. Außer dem Posten davor stand als Zerberus in der Tür eine sehr üppige, türkische Pflegerin vom „Roten Halbmond“, die schicksalsergeben dem schwierigsten Teil ihres Pflegerinnendaseins entgegensah, um so mehr als sie kein Wort einer anderen Sprache außer Türkisch verstand. Die Freude und Aufregung der Soldaten legte sich nach wenigen Tagen. Um so heftiger, aber ebenso vergeblich, belagerten in der kommenden Zeit Amerikanerinnen und sonstige Neutrale den englischen Käfig, um Wohltätigkeit zu üben.

Der Bairamstag brachte noch mehr freudige Ereignisse: die ersten „Eisernen Halbmonde“ wurden verteilt. Der „Mischan“

(Orden) wurde aber verhältnismäßig kühl aufgenommen. Ich habe hier wieder einmal beobachten können, daß solche äußerliche Auszeichnungen dem Türken, wenigstens dem von der Kultur unbeleckten, keinen tieferen Eindruck machen. Ein freundliches Wort von Enver Pascha, eine von ihm geschenkte Zigarette, vermögen eine viel größere Freude und anhaltendere Wirkung bei diesen einfachen Männern auszulösen. Mancher „Eiserne Halbmond“ ist verloren gegangen, an abgelegten Anzügen vergessen worden, verschwunden auf Nimmerwiederssehen. Als ich mich in einem solchen Falle einmal daraufhin nach dem Verbleib des Ordens erkundigte, bekam ich zu hören: „Ich hab' ihn an meinem Anzug stecken lassen, — ich hab' ihn verloren . . . Nun, mein Wein habe ich ja auch verloren . . . was soll mir da ein ‚Nischan‘ helfen . . . ‚Kissmêt-den siadè olmâs‘ (Nichts geht über die Macht des Schicksals — Orientalisches Sprichwort).“ Der Mann zuckte mit den Achseln und steckte sich eine Zigarette an.

Dieser junge Krüppel gehörte zu den großen Verehrern von „Schyrupp“ (Saft) und Schokolade. Der sogenannte „Saft“ war süßer, stärker Wein, den wir mit Liebesgaben erhalten hatten, und den wir unseren Schwerkranken zur Stärkung einflößen sollten. Mit dem Namen Wein durfte er natürlich nicht bezeichnet werden, da sie ihn als solchen nie öffentlich vor allen Kameraden getrunken hätten. Alkohol ist dem Mohammedaner ein verbotener Genuß. So griffen wir zu einer Kriegslist und versuchten das köstliche Maß „Platsch“ (Medizin) zu nennen. Als unsere Pfleglinge das ungläublich belächelten, wurde es in „Schyrupp“ umgetauft.

Nun war ihr Gewissen beruhigt, und die meisten schlürften mit Behagen den süßen „Saft“. Manche Strenggläubigen freilich weigerten sich auch jetzt noch hartnäckig, ihn zu kosten, und all unsere Überredungskünste halfen nichts.

Ähnlich erging es uns mit der Schokolade. Die meisten von unseren Leuten hatten keine Ahnung, was das sei; sie besahen diese „fränkische Sache“ zuerst mißtrauisch, wollten daran riechen, versuchten dann das Unbekannte zu rauchen, und erst nach allen möglichen Experimenten kamen sie darauf, daß sich das Ding zum Schlecken am besten eignete.

Als ich am Abend müde meine Schritte heimwärts lenkte, wurde ich aufgehalten von einem „Asker“; mein Hademê „Hussein“ war es. Als er mich erkannte, breitete sich über sein ganzes Gesicht ein freudiges Grinsen; seine verschmißten runden Augen lachten, und zwischen dem struppigen rötlichen Bart konnte ich die bernsteinfarbenen Zähne sehen. Ich hatte ihm mit vieler Mühe einen Tag Urlaub verschafft. Für meine Bairamswünsche dankte er bewegt; dann griff er plötzlich in die Tasche, aus deren Tiefen er einen herrlichen Apfel hervorholte, während der anderen ein rosa Tütchen Bairamskonfekt entstieg, sein Bairamsgeschenk für mich. Gerührt nahm ich die Gaben in Empfang und setzte meinen Weg fort.

Es war ein seltsam klarer Abend. In leuchtender Karfunkelglut war die Sonne schlafen gegangen; matte violblaue Schleier hingen noch am Himmel und erzählten von dem Tage, der so streng und heiß und dennoch schön gewesen. An den Bäumen, an den

Sträuchern malte der Herbst mit Künstlerhand seine ersten, rotgoldenen Zeichen, und die Abendluft hatte schon etwas von des Herbstes rauher zärtlicher Gebärde.

Der Sommer war schnell verflogen; ich hatte nichts von ihm gemerkt. Tag ein, Tag aus hatte ich nur das gesehen, was jene brütend schweren Sommertage an Menschenglück und Menschenschönheit draußen auf den Schlachtfeldern zerstört hatten, um sich einen blutig schönen Lorbeerkranz daraus zu winden. Ich hatte da nur helfen wollen, etwas gut zu machen. Darüber war der Sommer eingeschlafen . . . Wird der Herbst es besser meinen?

Mir brachte er einen Ruf, darob mein Ehrgeiz jauchzte; in meinem Herzen aber klang's wie süßes Abschiedweh. Abschied von jenem trauten großen Raum und jenen kindlich frohen Menschen, die ich einen Sommer lang gepflegt. Nun sollte ich den Operationsaal übernehmen.

Schneller, und mit meinen Gedanken allein, schritt ich durch die Menge von Menschen, Pärchen und Kindern, die froh und festlich gepunkt durcheinander wogten, und die alle die Lockung des köstlichen Abends hinaustrieb. Doch keines von ihnen ahnte, wie schön die Stunde war, wie klar und kühl und voller Frieden und Heiterkeit . . . Oder war es nur die starke innere Freude, das Erleben des Tages, was den Abend so zauberhaft erscheinen ließ? Immer schneller ging ich, meinen roten Apfel und mein Tütchen fest in Händen und den Geist des freudigen Schaffens tief und stark in meiner Seele; die nahm ich mit durch das wogende Menschengetriebe in die engere, heilige Stille meines Heims.

„Deutsche Politik“

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber: Ernst Jäckh / Paul Rohrbach / Philipp Stein

Zu Beginn des laufenden Jahres ist eine Wochenschrift gegründet worden, die die Ziele unserer deutschen Politik im Auge zu behalten, zu veranschaulichen und zu ihrem Teil zu fördern sich zur Aufgabe macht. Prof. Dr. Ernst Jäckh und Dr. Paul Rohrbach, die bekannten Politiker, haben sich mit Prof. Philipp Stein, einem erfahrenen Sozialpolitiker, zusammengetan, um diese Zeitschrift herauszugeben. Ihre Arbeiten und Namen gewähren die Sicherheit, daß die Fragen der großen deutschen Politik in dieser Zeitschrift sachliche, klare, allgemein verständliche Darstellung finden. Mitten in dem gewaltigen Ringen, in dem wir stehen, wird also die Zeitschrift auf die Ziele hinweisen, zu denen wir streben und die wir erreichen müssen, um Deutschlands Zukunft zu sichern. Die Zeitschrift wendet sich an alle Deutschen, denen Deutschlands Zukunft am Herzen liegt. Sie will Unklarheiten beseitigen, politisches Verständnis bilden, wahrhafte Deutsche erziehen. Sie wird das Bewußtsein für die Aufgaben und Notwendigkeiten unseres Vaterlandes wecken und erhalten, die Kräfte jedes einzelnen nutzbar machen für die großen Aufgaben, die Deutschlands und der Deutschen harren. Weltpolitik als eine Sache der Waffen, des Kapitals, der Wirtschaft und des Geistes wird in der Zeitschrift ohne Rücksicht auf Parteiinteressen ihre Veranschaulichung finden. Sie wird mithelfen, Deutschland auf die Grundlage eines räumlich und inhaltlich diesseits und jenseits des Meeres erweiterten und befestigten Machtbereiches zu stellen. Darum wendet sie sich an jeden, der ein Interesse an der politischen Entwicklung unseres Vaterlandes nimmt, mit der Bitte

Deutsche, lest die „Deutsche Politik“!

Einzelnummer 30 Pfg. / Vierteljährlich 3 Mark
Probenummern jederzeit kostenlos vom Verlag

Gustav Kiepenheuer Verlag / Weimar

Ständige Mitarbeiter der „Deutschen Politik“

Prof. Dr. Paul Arndt, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Aubagen, Dahlem-Berlin; Prof. Dr. Becker, Bonn; Professor D. Deißmann, Berlin; Prof. Dr. Rudolf Eucken, Jena; Prof. Dr. Eulenburg, Leipzig; Anton Fendrich, Freiburg-Bähringen; Prof. Dr. E. Franke, Berlin; Prof. Dr. O. Franke, Hamburg; Oberbürgermeister Dr. Gessler, Nürnberg; Prof. Dr. Walter Goetz, Leipzig; Prof. Dr. Harms, Kiel; Prof. Philaethes Kuhn, Straßburg i. E.; Oberbürgermeister Dr. Külz, Zittau; Prof. Dr. Lampe, Berlin; Dr. Freiherr v. Mackay, München; Wilhelm v. Massow, Berlin; Prof. Dr. F. Meinecke, Berlin; Dr. Adrian Molin, Stockholm; Geh. Reg.-Rat Muthesius, Berlin; Geh. Justizrat Prof. Dr. Niemeier, Kiel; Prof. Dr. Oncken, Heidelberg; Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Bohl, Greifswald; Justizrat Dr. Rohde, Berlin; Prof. Dr. Kolloff, Gießen; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann, Berlin; Axel Schmidt, Berlin; Wirkl. Geh. Rat Prof. G. v. Schmoller, Berlin; Geh. Rat Dr. Schneider, Frankfurt a. O.; Geh. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Berlin-Halensee; Prof. Dr. Schumacher, Bonn; Reichstagsabgeordneter Geh. Rat Prof. Dr. von Schulze-Gävernitz, Freiburg; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. M. Sering, Berlin-Grunewald; Dr. Somarré, Berlin; Prof. Dr. Martin Spahn, Straßburg; Dr. Lic. theol. Gottfried Traub, Dortmund; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Tröltzsch, Berlin; Admiral z. D. Gouverneur von Truppel, Berlin; Prof. Dr. Georg Wegener, Berlin; Dr. Fritz Wertheimer, Berlin; Prof. Dr. Wiedensfeld, Halle; Geh. Rat Prof. Dr. Wohltmann-Halle; Königlicher Ministerialrat Zahn, München; Regierungsrat Zache, Hamburg

Die neue Zeitschrift ist für einen jeden, der unsere politische Zukunftsentwicklung unter Führung zuverlässiger und bewährter Männer mit erleben will. Sie steht außerhalb des Parteigetriebes und ist daher für den Staatsmann, den Gelehrten, den Offizier, den Kaufmann, den Landwirt und den Arbeiter in gleicher Weise geeignet. Ihr wöchentliches Erscheinen gibt ihr den Vorzug, ihre Leser stets über die wichtigsten neuen Fragen der Woche schnell und gut zu unterrichten.

Der Preis beträgt vierteljährlich für 13 Hefte nur 3.- Mark, die Einzelnummer 30 Pfennig, bei Bezug durch die Buchhandlung. Durch die Post bezogen 3.- Mark, zuzüglich Bestellgeld, durch die Feldpost und Kreuzband direkt vom Verlag 3.80 Mark, fürs Ausland 4.50 Mark vierteljährlich.

Probenummern jederzeit kostenfrei vom Verlag

Gustav Kiepenheuer Verlag / Weimar

Ox 4452.

Ex. Beg.
Nov. 00



Als ich die Türken pflegte

Erinnerungen einer Einundzwanzigjährigen

von

Hilde Mordtmann

1 + 6

penheuer, Weimar

, 212

